

lichkeit sich zum Stil durcharbeitet, besonders aber sich durcharbeitet zu einem intensiv deutschen Stil; denn wie der griechischen und umbrisch-toskanischen Kunst des 16. Jahrhunderts das einheitliche, so ist der deutschen und englisch-holländischen Kunst — sowie Poesie — des 17. Jahrhunderts das zerstreute Licht- und Linien-system eigenthümlich. Es ist ein Stil der Zerrissenheit; aber es ist ein Stil so sehr, und in mancher Hinsicht mehr, wie irgend einer. Gerade er kann den deutschen Künstlern am ersten zu einer klaren Unterscheidung zwischen echtem und falschem Stil verhelfen. Rembrandt hat echten Stil.

Von
Flaubert
kann man
das sagen

Erziehung soll lehren, Falsches und Wahres zu unterscheiden. Sene ^{Winkelmann.} Beurtheilung Rembrandt's, als eines angeblich stillosen Künstlers, ging vorzüglich von derjenigen Richtung der deutschen Bildung aus, welche man die ästhetische nennt; der Genius Rembrandt's wird an den Deutschen eine edle Rache nehmen, wenn er ihnen hilft, diese geistige Krankheit, so weit sie noch vorhanden ist, zu überwinden. In Deutschland hält man es für sehr wichtig, „dem Kinde einen Namen zu geben“; oft für so wichtig, daß das Kind selbst darüber vergessen wird; so ist es auch mit dem Namen Stil gegangen; man hat soviel davon gesprochen und solange darnach gesucht, bis aller Stil gründlich ausgerottet worden ist. Es erscheint als ein schlechter Tausch, um das Linsengericht einer ausländischen Kunstform das urreigne Erbtheil des nationalen Fühlens zu verkaufen. Unsere jetzige höhere Bildung steht noch unter dem Zeichen Winkelmann's; ihre Begründer, Lessing und Goethe, haben sich gewissermaßen unter jenen gestellt; die Kritik des Einen sowie das Schaffen des Anderen sind von ihm stark beeinflusst. Winkelmann selbst repräsentirt ihnen gegenüber das erste Wiederauftreten der eigentlich künstlerisch treibenden Kraft, der Empfindung in Deutschland. Aber der Mann empfindet anders und soll anders empfinden als der Jüngling; so soll denn das deutsche Volk, da es nun politisch reif ist oder doch wird, auch künstlerisch anders empfinden als früher. Der Jüngling schwärmt für Welt und Menschheit; der Mann hält etwas auf seine Ahnen und Stammesgenossen; und dem deutschen Mann von heute kann es nur zum Heile gereichen, wenn er dies auch auf künstlerischem Gebiet thut. Winkelmann's Kunstanschauungen sind, den heutigen Anforderungen gegenüber, vielfach tertiärer Natur. Sowie er praktisch und aktiv vorgehen will, giebt er sich unglaubliche Blößen; deutsche Kunst war ihm unbekannt und gleichgültig; die niedrigste Kunstleistung, die Allegorie, erklärte er für die höchste; ebenso bezeichnend ist seine Schwärmerei für die faden Erzeugnisse des Mengs'schen Pinsels. In allen diesen Punkten kann er geradezu als ein warnendes Beispiel dienen; so richtig sein Empfinden für die griechische, so falsch war sein Urtheil über die deutsche Kunst; jenes wird unsterblich sein, dieses war von Anfang an todt geboren.

Es ist nicht leicht, der berückenden Griechenkunst zu widerstehen; mancher vortreffliche Deutsche hat dies erfahren: edle Gebeine sind es, die

da bleichen, wo diese Sirene singt. Man hat das Nützliche und Schädliche, das Erhebende und Verderbliche in der Wirkung, welche Winkelmann's Geist auf Deutschland gehabt hat, sorgsam zu sondern; leider haben nur Wenige sein richtiges Empfinden, aber sehr Viele sein falsches Urtheil geerbt; es gilt also jenen Geist durch einen größeren und mächtigeren Geist, den Rembrandt's, zu bannen. Bei ihm ist zu finden, was jene suchten. Winkelmann, Karstens, Schiller waren Sehnsuchtslaute, welche sich der durch den Schwall fremder Bildung beengten und bedrängten deutschen Brust entwandten — Sehnsuchtslaute nach einer großen tiefen einheimischen deutschen Bildung. Schiller zumal hat dem deutschen Volke die Ziele seiner inneren Bildung mit divinatorischer Sicherheit und in einer für immer gültigen Weise vorgezeichnet; es ist daher nur natürlich, daß gerade er der Liebling desselben geworden ist; denn die Sehnsucht ist dem Menschen oft lieber, als die Erfüllung. Die letztere wird in diesem Fall theilweise schon durch Goethe dargestellt; Schiller und Goethe stehen sich, fremd und zugleich befreundet, gegenüber wie Morgenstern und Morgenröthe; jener verkündet den Tag, diese bringt ihn. Aber es heißt auch hier, nicht stehenubleiben, sondern fortzuschreiten. „Winkelmann und sein Jahrhundert“, das einst von Goethe zusammenfaßte, ist jetzt zeitlich und geistig vorüber; auch in der Persönlichkeit Goethe's, wie sie nunmehr schon geschichtlich geworden ist, vollzieht sich mehr und mehr eine Scheidung des Bleibenden von dem Vorübergehenden; die Zwiespältigkeit der bisherigen deutschen Bildung tritt gerade in ihm recht markant hervor.

Deutschthum
und
Alterthum.

Goethe, als Dichter, plaidirt für die Natur und das Einheimische; Goethe, als Kunsttrichter, plaidirt vorwiegend für das Fremde und vom deutschen Standpunkt aus Unnatürliche; sein praktisches Urtheil in Sachen der bildenden Kunst war nach dem Gutachten der besten heutigen Kenner ein einseitiges und beschränktes; die ungünstige Richtung zum Dellamatorischen, welche er der deutschen Bühne gegeben, deutet auf einen ähnlichen Mangel. Man muß also in seinem Wirken ebenfalls genau unterscheiden; Goethedienst kann Gottesdienst sein, aber er kann auch Gözendienst sein. Da, wo Goethe's Kunsttheorie in seine Kunstpraxis übergreift, wie in seiner Iphigenie, entstehen Zwischenbildungen, welche zwar ihren edlen Ursprung nicht verleugnen, aber doch für ein nationales Empfinden stets etwas Mißliches behalten. Gerade über Goethe's Iphigenie hat ein neuerer Schriftsteller sehr treffend bemerkt, daß sie im Grunde nicht griechischer sei, als die griechischen Reifrockdamen Racine's; es ist eine Deutsche, die sich griechisch geberdet; aber sie würde besser thun, sich deutsch zu geberden. Dann würde sie wirklich von Stil — von deutschem Stil — durchdrungen sein, während sie es jetzt nur scheinbar ist; denn Stil ist eben die Einheit zwischen den inneren und äußeren Formen des Lebens; und diese fehlt hier. Goethe steht an einem Scheidewege. In seiner Jugend gravitirte er nach Shakespeare, in seinem Mannesalter nach der Antike; seine Jugendgedichte, wie

Die Jünglinge
haben recht,
enn Sie be-
auern, dass
Goethe die Bas-
is nicht geliebt
hat.